Zeitschrift: Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA

Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heimwesen

Band: 60 (1989)

Heft: 1

Artikel: "Menschenware - wahre Menschen" : aus der Familiengeschichte der Obdachlosen

Autor: Sieber, Ernst

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-811059

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

«Menschenware – wahre Menschen»

Aus der Familiengeschichte der Obdachlosen

Von Pfarrer Ernst Sieber

rr. *Ein Jahr lang hat Peter Bichsel unter dem Titel «Irgendwo anderswo« die Fachblatt-Leser mit seinen Beiträgen erheitert und/oder nachdenklich gestimmt. Für die nächsten sechs Monate soll die Seite einem anderen «Schriftsteller» zur Verfügung stehen: Dem Zürcher Obdachlosen-Pfarrer Ernst Sieber. Der Autor wird vom Verlag wie folgt vorgestellt:*

Seit Jahrzehnten setzt sich der weit über die Grenzen des Landes hinaus bekannte Zürcher Pfarrer unermüdlich für die Menschen am Rande unserer Gesellschaft ein. Aus einer reichen und in jeder Beziehung anspruchsvollen Tätigkeit ist das Buch «Menschenware – wahre Menschen» entstanden. «Pfarrer Ernst», wie ihn seine obdachlosen Freunde nennen, schildert in seiner bildhaften und kräftigen Sprache die Welt jener, die wir oft leichtfertig als Penner, Clochards oder Plattenschieber etikettieren und dabei nicht sehen, was sie sind: unsere Mitmenschen.

Ernst Sieber: «Menschenware – wahre Menschen», Vom Bunker zum Suneboge. Zytglogge-Verlag, Bern.

Ernst Sieber berichtet über den Aufbau der Obdachlosenfamilie, die sich im Seegfrörni-Winter 1963/64 im Bunker am Zürcher Helvetiaplatz erstmals zusammengefunden hatte und im Jahre 1975, nach zwölf Jahren unterirdischen Daseins, in den «Suneboge» an der Gerechtigkeitsgasse umsiedelte. Das Mosaik dieser farbigen Episoden vermittelt gleichzeitig ein wohl einzigartiges Modell der Obdachlosen-Bewegung: Der Diakon Sieber hat mit seinen Mitarbeitern und den Obdachlosen Freiräume erkämpft, die ein selbstverwaltetes, menschenwürdiges Leben erlauben.

Der Theologe setzt in die kurzweilige, schicksalsbewegte Chronik Signale von höchster Aktualität: Themen der Seelsorge, der sozialen Arbeit, der Armut und Sozialpolitik. Sie geben dem Buch ein politisches Gefälle und zugleich eine geistliche Dimension, die ebenso nachdenklich stimmt wie aufrüttelt.

Ernst Sieber wurde 1927 in Horgen geboren. Er war Bauernknecht im Welschland und absolvierte die landwirtschaftliche Schule Strickhof mit Diplomabschluss 1947. 1950 bestand er die Maturitätsprüfung und schloss ein Theologiestudium an. Ordination 1956. In den folgenden Jahren war Sieber Vikar, Gemeinde- und Anstaltspfarrer. Seit 1948 hat er Kontakt zu Obdachlosen. 1967 wurde er Pfarrer in Zürich-Altstetten. Er ist verheiratet mit der Sängerin Sonja Sieber-Vassalli und führt eine Grossfamilie mit eigenen und anderen Kindern.

Menschenware – wahre Menschen

Der «Seegfrörni»[1]-Winter 1963/64 brachte Zürich bitterbissig kalte Nächte; die Temperaturen sanken auf über 20 Minusgrade. Die Kälte trieb die Clochards und Penner aus ihren Verschlägen und Schlupfwinkeln. Die Plattenschieber-Beizen waren überfüllt. Die «Räuberhöhle»[2], das Lokal an der Neufrankengasse, wo sich die Obdachlosen trafen, vermochte die Hereinströmenden kaum zu schlucken. Unter ihnen gab es Gaffer, vorwiegend Fremde, die sich die «Attraktionen» der Zürcher Armut vor Augen und vor die Nase führen wollten. Das Gedränge an der Theke und den Holztischen wurde beinahe unerträglich. Manchmal stand die Beizentüre offen. Dann zogen Rauchschwaden im fahlen Licht ins Freie, und der Gestank von Alkohol, von Erbrochenem, von schweissnebelfeuchten Kleidern drang auf die Strasse. Von weitem hörte man ein Fluchen, Brüllen oder ein mit Lallen vermischtes Stimmengewirr, das sich bis zum Höllenlärm steigern konnte.

Die meisten Obdachlosen hockten dicht beisammen. Sie versteckten ihre Gesichter in Händen und Armen. Jetzt sei es nötig, den Ofen im Bauch zu haben, erklärte einer. Darum saufe er Schnaps. Er sagte es zu einem Gast, der ihm offenbar helfen wollte, und der etwas von Liebe redete und versuchte, den Müden aufzurichten, der sich in seinen Mantel und sein Elend verkrochen hatte. Der Angesprochene reagierte zunächst überhaupt nicht. Plötzlich aber brach er in Wut aus: «Verdammt, was erzählst du von Liebe? Sterben kann ich mit eurer Liebe, aber nicht leben. Den Ranzen wärmt mir die Liebe nicht. Gib mir ein Pfund[3], und ich bestelle mir, was gut ist. In dieser Kälte braucht's Wärme. Saufe Schnaps, dann spürst du etwas – Wärme im Bauch. Hau ab, du kotzt mich an!»

Nur wenige Frauen hielten sich in der «Höhle» auf. Eine ältliche Blondine liess sich wie eine Puppe herumbieten. Eine ihrer Kolleginnen, ausgemergelt, verharrte regungslos auf einer Bank. Graue Haarsträhnen verdeckten einen Teil ihres Gesichts. Vom Lärm um sie herum nahm sie keine Notiz. Sie hatte sich hierher gerettet, um der Kälte zu entfliehen. Mitten in einer Gruppe Obdachloser stand ein dritte Frau. Sie umgab einen Einsamen mit einem letzten Rest Mütterlichkeit, streichelte, küsste ihn immerzu und versuchte ihn mit rauhen, aber gut gemeinten Worten aufzurichten.

In der Ecke, vis-à-vis vom Eingang, sassen zwei weitere Frauen. Ein besserer Gast machte sich an eine von ihnen heran. Aber die Heruntergekommene, eine Gestalt mit zerschlissenem Rock, die Haare aufgelöst, schrie den Freier aus ihrem zahnlosen Mund an: «Du Hurensohn, glaubst du, ich gebe dir für ein Pfund Nestwärme? Zieh Leine! Such, was du von mir forderst, bei deiner Alten, und lass unsereins gefälligst in Ruhe . . .»

Mitternacht war vorüber. Polizeistunde kannte man in der «Räuberhöhle» nicht. Polizisten tauchten selten auf – nur dann, wenn

[1] zugefrorener Zürichsee
[2] Restaurant in Zürich
[3] Zwanzig Franken

sie den Pennern mitzuteilen hatten, wo sie wegen nicht erfüllter Schiesspflicht oder wegen versäumter Anmeldung vorsprechen, beziehungsweise sitzen mussten. Das Regiment im Lokal führte ein bärenstarker Rausschmeisser mit stahlharten Ellenbogen und Riesenfäusten. Er verstand das Servieren, vor allem aber das Abservieren. Krachbrüder stellte er ohne Federlesens vor die Tür. Doch es hiess, er habe ein Herz für die armen Teufel. Gegen ein Uhr nachts verscheuchte er allerdings die letzten Überhöckler.

Igel-Toneli

Toneli verliess die «Höhle» meistens als letzter. Er war nie betrunken. Mittags bestellte er immer eine Suppe. Wenn er sie ass, sah man von seinem Kopf lediglich das struppige Haar und den Stoppelbart. Am kargen Mahl löffelte er bis nachmittags um vier. Er sei ein eigenartiger Kauz, sagten seine Kumpel. Ein Einzelgänger. Draussen bewegte er sich wie ein Igel durch die Gassen. Er war klein, ja winzig, und seinen dicken Mantel schleifte er über den Boden. Tonelis Schuhe sah man kaum. Über die Strasse ging er ruckweise. Folgte ihm einer, verschwand er im Nu. Niemand wusste, wo sein «Bogen»[4] war. Toneli hatte praktisch nie aus seinem Leben erzählt. Doch eines Tages fand ihn ein Strassenarbeiter, der frühmorgens Sand auf die eisige Fahrbahn streuen wollte, in einer Sandkiste. Halb erfroren kam Toneli ins Spital. Die Krankenschwestern liebten den Sonderling. Ihre menschliche Wärme tat ihm wohl. Nach und nach gab er sogar einiges über seine Person preis:

Der Vater seiner Mutter hatte ihn gezeugt. Als er zur Welt kam, war seine Mutter noch sehr jung. Sie konnte ihren Sohn nicht akzeptieren, schämte sich vor der scheinbraven Bevölkerung ihrer Wohngemeinde. Das Leben dieser Gemeinschaft war auf die Kapelle ausgerichtet, in der Tonelis Vater als Sigrist amtete. Sobald die Verfehlung ruchbar wurde, hatte dies ein Ende. Der Vater geriet an den Rand der Gesellschaft – dorthin, wo sich Toneli bereits befand. Er fühlte sich nämlich schon als kleiner Bub von allem ausgeschlossen. Und eines Tages widerfuhr ihm etwas besonders Schreckliches: Er wollte den Vater zum Essen rufen und entdeckte, dass der sich in der Kapelle erhängt hatte. Das Bild des Grauens verfolgte seither das Kind. Tonelis Grossmutter begann ihre «missratene» Tochter unter Druck zu setzen. Sie gab ihr nichts mehr zu essen.

Die Gequälte fand eine Beschäftigung in der Fabrik. Auf dem Arbeitsweg brach sie Wildpflanzen, von deren Saft sie trank, um nicht zu verhungern. Ihren ganzen Lohn musste sie abgeben. Dieses Leben wurde ihr unerträglich. Bei Nacht und Nebel lief sie mit Toneli davon.

Die zwei teilten eine bescheidene Wohnung in einem uralten Haus. Aus dem mit Pech verklebten Kamin schlugen eines Tages Flammen. Etwa 24 Stunden lang kniete Toneli auf dem Tisch und reichte der Mutter immer wieder nasse Lappen, mit denen sie den Brand bekämpfte. Mehrmals fielen dem Knaben vor Müdigkeit fast die Augen zu, aber er hielt durch, bis die Gefahr gebannt war.

Als Toneli in die Schule kam, entdeckte er vor dem Spiegel, dass er hässlich war. Eine extrem breite Nase stand schief zwischen tiefliegenden blauen Augen. Er wurde zum Gespött von Kameraden und Lehrern. In seinem Zeugnis standen keine Noten, da prangte nur ein Strich. Dabei hatte Toneli zwei Fächer besonders gern: den katholischen und den protestantischen Religionsunterricht. Er verpasste kein Wort.

Toneli fühlte sich auch in späteren Jahren als Aussenseiter, lang ehe man ihn beschuldigte, eine Scheune angezündet zu haben. Diese Anklage stempelte ihn. Er war geächtet.

Der junge Mann ging in die Fabrik. Der weite Marsch wurde ihm leicht, weil er täglich eine etwa gleichaltrige Arbeiterin durch den Wald begleiten durfte. Eines Tages wartete er vergebens vor dem Fabriktor. Ein Sanitätsauto fuhr vor, zwei Bahrenträger stiegen aus und trugen später eine Kranke vorbei. Auf Tonelis Höhe richtete sie sich auf und schaute ihm in die Augen. Er wechselte einen letzten Blick mit der sterbenden Freundin.

In der «Wagi» Schlieren[5] übernahm Toneli eine neue Aufgabe. Es machte ihm Freude, die Walze, die er zu bedienen hatte, eine halbe Stunde vor dem Eintreffen der anderen Arbeiter in Betrieb zu setzen. Doch sie erzeugte einen ohrenbetäubenden Lärm, schädigte Tonelis Gehör. Nun war er nicht nur seelisch, sondern auch körperlich angeschlagen.

Sein Einsatz in den Grimsel-Werken wurde Toneli dann beinahe zum Verhängnis. Er setzte sich mit einer Gruppe von Kollegen bei einer Rettungsaktion unter Tage ein. Auch diese Gruppe wurde verschüttet. Als einziger wurde Toneli gerettet. Er freute sich des geschenkten Daseins nicht.

Er suchte und suchte ein Quentchen Lebensglück – aber er fand es nicht. Zusehends verkroch er sich in seine Haut, die er nicht liebte. Er wusch sich ja auch selten. Schliesslich tauchte er in der Stadt unter. Wie viele andere vom Land, wollte er in der Stadt anonym werden. Auf seinen Namen legte er keinen Wert mehr. Ihn brauchte ja niemand zu kennen.

Aus dem Spital entlassen, kehrte Toneli in die Räuberhöhle zurück. Dort fand er seinen Stammplatz vom Panduren-Jo besetzt.

---

[4] Schlafstelle

[5] Waggonfabrik Schlieren

Unser Erfolg Ihr Gewinn!

WETTER
Unternehmensberatung
Geschäftshaus Ring a / Bahnhof
5001 Aarau Bahnhofstrasse 86
Tel. 064 220 571 Fax 064 220 750

Neutrales Beratungsunternehmen für:
- Akutspitäler
- Alters- u. Pflegeheime
- Krankenheime
- Psychiatrische Kliniken
- Privat-Kliniken
- Pflegeschulen

Unsere Tätigkeitsschwerpunkte:
- Konzepte
- Management
- Organisation
- Personal
- Informatik
- Finanz-/Rechnungswesen
- Schulung / Training

Bitte senden Sie uns Ihre Dokumentation.
Name
Adresse
PLZ/Ort
Telefon
Zuständig
Bitte einsenden an **Wetter Unternehmensberatung Bahnhofstrasse 86, 5001 Aarau**